

MANUELA MARTINI

DAS

Leuchten

UND DER SEE

PURPURNEN

Berge

Weltbild

Dunkle Geheimnisse unter der glühenden Sonne Australiens

1922. Hamburg nach dem Ersten Weltkrieg. Für die junge Krankenschwester Emma kommt Pauls Antrag überraschend, aber sie bewundert den leidenschaftlichen Glauben des Missionars, und so begleitet sie ihn kurz darauf nach Australien, um eine verlassene Missionsstation zu übernehmen. Auf der beschwerlichen Reise durchs Outback jedoch verändert sich Paul, und Emma ahnt, dass er ihr etwas verschweigt: Ihre Vorgänger haben die Missionsstation offenbar nicht freiwillig verlassen. Endlich am Ziel verbreitet Paul mit strenger Frömmigkeit die Lehre Christi, Emma aber lässt das Schicksal ihrer Vorgänger nicht los. Die Antwort scheint in der geheimnisvollen Welt der Aborigines verborgen ...

Manuela Martini

Das Leuchten der purpurnen Berge

Roman

Weltbild

Die Autorin

Manuela Martini wurde 1963 in Mainz geboren. Nach ihrem Studium – Geschichte und Literaturwissenschaft – arbeitete sie als Regie- und Produktionsassistentin im Filmgeschäft. Sie lebte in München, Südsanien und Australien, wo auch ihre ersten Krimis entstanden. Die Autorin lebt in Süddeutschland.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Manuela Martini

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-731-9

Für
Simona

Mein besonderer Dank gilt:

allen Australiern, die sich meine Ideen angehört und mitgewirkt haben, sie durch Fakten und persönliche Erfahrungen weiterzuentwickeln: Jenny Warren und Peter Sheehan in Bendigo, die mich darin bestärkten, Hermannsburg zu besuchen; Lyn und Graeme Bennett; Vicky und Graeme Fox, mit denen ich so wunderbare kreative Party-Abende feierte; Ron von der Finke River Mission in Alice Springs, der mich mit Literatur über Hermannsburg versorgt hat; und dem Personal vom Adelaide House in Alice Springs, das mir so hilfsbereit begegnet ist.

Außerdem danke ich:

Christiane Düring, die maßgeblich daran beteiligt war, dass meine Idee diese Form fand; meiner Lektorin Gerke Haffner für ihr Vertrauen und ganz besonders für ihre stets wichtigen und kritischen Fragen; Dr. Steinhoff und Monika Hofko von der Literaturagentur scripta für ihren Einsatz bei den letzten Korrekturen; Franka Zastrow von der Agentur Michael Meller für ihren Zuspruch – und Simona dafür, dass sie nicht nur gelesen, zugehört, kritisiert, gefragt und geantwortet hat, sondern vor allem, dass sie Emma, Paul, John, Robert, Jalyuri und all die anderen so lange ertragen hat.

Ich war Missionarin. Im Herzen Australiens. In den MacDonnell Ranges, die purpurn leuchten, wenn die Sonne versinkt.

Dort haben die Bäume weiße Stämme, und die Aborigines nennen sie Geisterbäume. Die Luft riecht nach Eukalyptus und ist so rein wie der Atem Gottes.

Emma Schott
Alice Springs,
1984

I. Buch

Der Aufbruch

1

Zentralaustralien, Mai 1922

Nur Alte und ganz kleine Kinder sterben ohne Grund. Hinter jedem anderen Tod steht die Schuld. Das ging Jalyuri durch den Kopf, als er mit den anderen zwölf Angehörigen seines Stammes im Kreis um den Jungen stand, der sich seit Stunden zitternd in die Sandmulde kauerte und weder essen noch trinken noch aufstehen wollte. Der Junge war Jungala, sein Sohn. Seine schwarze Haut hatte Isi, Jalyuris erste Frau, mit dem Pulver der Geisterbäume eingerieben, zum Schutz gegen die Sonne. Wie dünn er war mit seinen sechs Jahren! Schon bald, wenn die beiden älteren Jungen so weit wären, würde man sie gemeinsam in die uralten Geheimnisse einweihen, die nur die erwachsenen Männer kannten. Von diesem Zeitpunkt an wäre er kein Kind mehr. Er dürfte nicht mehr mit den Mädchen spielen, er dürfte eine lange Zeit nicht mehr mit seinen Tanten sprechen, dürfte sie auch nicht ansehen, und wenn er gegen eines der zahlreichen Gesetze verstieß, hatte er mit den Konsequenzen zu rechnen. Dann würde er bestraft werden. Jalyuri wollte nicht daran denken, wenn er seinen kleinen Sohn jetzt sah. Er war so dünn! Dabei lagen die regenreichen Jahre noch nicht lange zurück. Spitz ragten die Gelenke unter der dunklen Haut hervor, und sein Bauch war aufgebläht wie eine volle Blase. Doch wenn er die drei Jungen betrachtete, die abseits auf einem Baumstamm saßen und lustlos mit einem Stock Zeichen in den Sand malten, dann konnte er keinen allzu großen Unterschied erkennen. Jalyuris Blick kehrte zur Runde der Erwachsenen zurück. Keiner von ihnen war dick. Die wenigen Kängurus, die sie erlegten, die Eidechsen und Mäuse, die sie aßen, machten nicht dick.

Niemand sprach. Er hörte den Wind durch die Dächer ihrer einfachen Hütten fahren, die sich vor den langen, leeren Häusern aus Stein mit der hoch aufragenden Kirche in ihrer Mitte in ehrfürchtigem Abstand duckten. Hin und wieder kam der Stamm auf seinen langen, mühseligen Märschen durch die ausgetrockneten Weiten seines Landes hier vorbei, obwohl niemand mehr da war, der Essensrationen verteilte oder sie die Sprache der Weißen lehrte. Niemand, der von einem Gott sprach, der nicht ihrer war. Einem Gott der Weißen. Die Kirche war zu einem gefährlichen Ort geworden, den man meiden musste.

Der Regen war ausgeblieben, und auch die Regenmacher hatten das nicht ändern können. Auf ihrem Marsch hatten sie noch weniger Essbares gefunden als beim letzten Mal. Einige Wasserlöcher, die sie schon seit Jahrtausenden auf ihren Wanderungen aufsuchten, waren ausgetrocknet. Ein Kind war verdurstet. Er sah in den blauen Himmel, über den weiße, reine Wolken zogen, und wusste: Das war erst der Anfang.

Hamburg, Mai 1922

Am Kai, wo die großen Überseedampfer anlegten, drängte sich seit dem Mittag eine Menschenmenge. Jetzt war es halb zwei, die Sonne brannte heiß, und diejenigen, die ohne Hut gekommen waren, liefen Gefahr, sich einen Sonnenbrand zu holen. Die Abfahrt des hundertsechzig Meter langen Doppelschrauben-Turbinendampfers Britannia mit knapp achthundertfünfzig Passagieren zog sich länger hin, als von den Verantwortlichen geplant. Schuld daran war offenbar eine verspätet eingetroffene Ladung. Hektisch und unter lauten Zurufen wurden schließlich zwei hohe Containerkisten verladen, und die Matrosen der Britannia begannen, die Landungsbrücken einzuziehen. Am Kai winkten die Menschen. Sie riefen, weinten, winkten mit ihren Taschentüchern und Hüten, als müssten sie all die verpassten Gelegenheiten, die Missverständnisse, das Nicht-Gesagte der letzten Jahre wiedergutmachen. Das Schiffshorn der Britannia dröhnte, die Turbinen stampften ungeduldig, und aus den beiden roten Schornsteinen quoll rußiger Qualm. Die metallenen Wände und Böden des Ozeanriesen zitterten.

Mit tausendfach geübten Griffen holten die Seeleute die Taue ein, und das Schiff legte ab. Zwischen Kaimauer und Schiffswand verbreiterte sich der Streifen blauen Wassers.

Noch könnte man hinüberspringen, ein mutiger Schritt – aber nun müsste man schon schwimmen, dachte Emma Schott, die von den winkenden Passagieren fest an die Schulter ihres Mannes gedrückt wurde. Sie strich sich die blonden Strähnen aus der Stirn, die der Wind aus ihrem Knoten unter dem breitkrempigen Strohhut gezupft hatte. Sie trug ein dunkelblaues Kleid mit einem weißen Kragen, das sie sich aus verschiedenen Uniformen zusammengeschnaidert hatte. Allerdings nicht ohne Talent, wie sie feststellte, wenn sie sich, eine große, sehr schlanke, vielleicht sogar zu schlanke junge Frau, im Spiegel sah.

»Und du musst sofort schreiben!«, schrie eine stämmige junge Frau mit einem Blumenhut herauf. Emma nickte und winkte zu ihrer Freundin und ehemaligen Kollegin Vera hinunter in die wogende Menschenmenge. Vera fuchtelte mit einem Taschentuch vor dem Gesicht von Emmas Mutter hin und her, einer Frau in den Fünfzigern, die in ihrem steifen grauen Kleid, das sie schon lange vor dem Krieg besessen hatte und nun als ihr Bestes zu allen besonderen Anlässen trug, mit versteinertem Blick zu Emma heraufstarrte.

Emma hätte sich gern von ihrer Mutter verabschiedet, doch kein Laut kam aus ihrer zugeschnürten Kehle. Sie macht mir Vorwürfe, dachte sie.

»Paul soll auf dich aufpassen!«, schrie Vera vom Kai herüber und hüpfte hoch, damit Emma sie nicht übersehen könnte.

Emma krallte ihre linke Hand noch fester in den Ärmel von Pauls abgetragenen Wollmantel und versuchte sorglos zu lachen, aber sie spürte, wie das Lächeln nur eine bemühte Grimasse wurde. Vielleicht würde sie Vera und ihre Mutter niemals wiedersehen.

Die Sonne ließ Pauls rotes, widerborstiges Haar unter dem grauen Hut aussehen, als ob

es brannte. Er winkte verhalten mit seiner hellen, von Sommersprossen übersäten Hand. Auch er wird Abschiede hassen, dachte sie.

Sie war durcheinander. Sie hatte Angst vor dem, was vor ihr lag, zugleich konnte sie es kaum erwarten, ihr neues Leben zu beginnen. Ihr neues Leben ... Sie seufzte. Ihr Vater wäre so stolz auf sie gewesen.

Ellbogen bohrten sich in Emmas Seite, stießen beim Winken an ihren Kopf. Rufe und Schreie gellten in ihren Ohren. Das Schiffshorn dröhnte unaufhörlich, als müsse es ganz Hamburg von der Abfahrt der Britannia berichten; der schwarze Qualm aus den Schornsteinen verdunkelte das Blau des Himmels, während die Britannia unbeirrt ihren Abstand zum Festland vergrößerte. Bald konnte Emma die Gesichter von Vera und ihrer Mutter nicht mehr erkennen. Sie waren zu hellen Flecken in einer grauen Menge geworden. Die Gebäude des Hafens lösten sich auf im Dunst des Mittags, und das Stampfen der Turbinen, das Zischen und Schmatzen des Wassers übertönten alle Rufe.

Emma ließ ihre Hand auf die Reling sinken. Als der Ring, den sie seit vorgestern trug, mit einem metallischen Klang auftraf, zuckte sie leicht zusammen. Noch hatte sie sich nicht daran gewöhnt.

»Vielleicht hätte ich sie doch nicht allein lassen sollen.«

»Was sagst du?«, fragte Paul und drehte sich zu ihr, sein Gesicht gerötet von der Sonne oder von der Aufregung, die auch ihn erfasst hatte.

»Meine Mutter hat jetzt niemanden mehr«, sagte sie laut in sein linkes Ohr, da sein rechtes taub war. »Ich mache mir Vorwürfe.«

Er, der fast zwei Köpfe größer war als Emma und fast doppelt so viel wog, legte beide Hände auf ihre Schultern und sah sie mit seinen blauen Augen ernst und eindringlich an.

»Du hast dich für ein Leben für Gott entschieden. Hast du das vergessen?«

»Nein, natürlich nicht, Paul!«, beeilte sie sich zu versichern. Wie konnte sie nur solche Zweifel haben?

Er lächelte sie an. »Dann musst du dir keine Vorwürfe machen, Emma. Gott ist bei dir.«

Wie schnell konnte er ihre Zweifel zerstreuen! Sie war sicher: In seiner Gegenwart würde sie sich nie wieder einsam und unsicher fühlen!

Ja, sie mochte sein Gesicht. Die blauen Augen mit den hellen, fast weißen Wimpern, die breiten Wangenknochen, die flächige Stirn, die Sommersprossen überall, sein eckiges Kinn mit dem Grübchen und seinen Mund mit den festen Lippen. Schon als sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, hatte sein Anblick irgendetwas in ihr berührt. Sie hatte es nicht benennen können und eigentlich, wenn sie genauer darüber nachdachte, konnte sie es heute – knapp fünf Wochen später – immer noch nicht. Vielleicht war es diese Kraft, dieser Wille, eine Aufgabe zu übernehmen und sich dieser voll und ganz zu widmen? Zu viele Menschen, denen sie nach dem Krieg begegnet war, waren mutlos geworden oder verroht, oder sie redeten nur davon, dass man etwas verändern müsse. Paul aber tat etwas. Und sie war seine Gefährtin.

»Oh, Verzeihung!«

Emma stöhnte auf und drehte sich um. Eine beleibte Person in einem grell gemusterten Sommerkleid hatte ihren fleischigen Arm in Emmas Rücken gestoßen. Ihr feistes Pfannkuchengesicht war kalkweiß unter dem Puder und dem Rouge. Sie presste ein

Taschentuch vor den Mund und stolperte hastig auf dünnen Absätzen davon.

Oje, dachte Emma, hoffentlich werde ich nicht seekrank! Paul, der Emmas Blick aufgefangen, aber den Ellbogenstoß nicht mitbekommen hatte, hob fragend die Augenbrauen.

»Ich hoffe, dass ich nicht seekrank werde«, sagte Emma und rieb sich den schmerzenden Rücken. Paul erwiderte nichts. Hatte er sie überhaupt gehört?

»Hoffentlich werde ich nicht seekrank!«, wiederholte sie etwas lauter.

»Bestimmt nicht«, erwiderte er mit einem kurzen Lächeln und legte den Arm um sie.

»Außerdem ist für die nächsten Tage gutes Wetter angesagt.«

Er schafft es einfach, mir alle Angst zu nehmen, dachte sie und schmiegte sich an ihn.

Er war ausgerutscht, eine Treppe hinuntergefallen, hatte sich dabei mehrere Rippen und den Arm gebrochen und war ins Krankenhaus von Neumünster gebracht worden, auf die Station, auf der Emma seit drei Jahren als Krankenschwester arbeitete.

Er war sehr wortkarg gewesen. Sie wollte nicht den Eindruck erwecken, sie wolle ihn ausfragen, so beschränkten sich ihre Gespräche in der ersten Woche auf das Nötigste. Erst in der zweiten Woche erfuhr sie, dass er aus einer Familie mit sechs Kindern stammte und dass sein Vater Pastor war. Er, Paul, war am Evangelisch-lutherischen Missionsinstitut in Neumünster angenommen worden und hatte bereits eine Mission in Aussicht, als der Krieg ausbrach. Als Pastor wurde er zu einer Lazarett-Einheit geschickt. Er überlebte einen Angriff in Frankreich, konnte aber seitdem auf dem rechten Ohr nichts mehr hören. Jetzt war er zweiunddreißig. Ein kräftiger, für sein Alter vielleicht ein wenig zu massiger Mann mit einer weichen, weißen Haut, die an den Armen und im Gesicht über und über mit Sommersprossen bedeckt war.

Oh, was für ein ungeduldiger Patient er gewesen war! Emma musste lächeln, wenn sie daran dachte.

»Wie lange wird das noch dauern?«, fragte er sie jeden Tag, wenn sie ins Zimmer kam, sein Bett aufschüttelte, das Kissen richtete, die Temperatur und den Puls maß.

»Es braucht eben seine Zeit«, gab sie dann meist zur Antwort, worauf er seufzte, bis sie eines Tages fragte: »Warum sind Sie so ungeduldig?«

Da zögerte er, und sein Gesicht bekam einen gequälten Ausdruck. Er antwortete jedoch nicht. Eine Woche später geschah etwas völlig Unerwartetes, etwas, woran sie niemals auch nur im Traum gedacht hätte.

Wie gewöhnlich war sie am Morgen durch die Krankenzimmer gegangen, hatte Fieber gemessen, die Patienten neu gebettet. Als sie zu ihm gekommen war, hatte er mit einer Hand auf den Bettrand geklopft. »Schwester Emma, ich muss mit Ihnen reden. Bitte, setzen Sie sich.«

Er sagte dies so bestimmt, dass sie gar nicht daran dachte, abzulehnen. Sie setzte sich also und sah ihn erwartungsvoll an.

»Sie wissen, dass ich Pastor bin?«

Das wusste sie nun schon, seit er hier lag. Sie musste ihn fragend angesehen haben, denn er winkte ab. »Sicher, natürlich wissen Sie das.« Er räusperte sich. »Unser Missionsinstitut hat es sich zur Aufgabe gemacht, Gottes Wort in der Welt zu verbreiten.

In vielen Ländern der Erde gibt es Menschen, die weder lesen noch schreiben können und auch noch nie etwas von Jesus Christus erfahren haben.«

Emma hörte zu, aufmerksam und neugierig, worauf er wohl hinauswollte.

»Ich habe heute etwas sehr Bedeutendes erfahren.«

Sie konnte sich noch immer keinen Reim auf seine Bemerkungen machen und wartete.

»Ich übernehme eine Missionsstation.«

»Oh, das ist wirklich etwas Bedeutendes.« Er wird nach Afrika geschickt werden, dachte sie. Er nickte.

»Unser Missionsinstitut hat mit der evangelisch-lutherischen Synode von Süd ...« Er brach ab und sah sie sehr ernst an. »Schwester Emma?«

»Ja?« Was wollte er?

Er schluckte. Seine blauen Augen leuchteten jetzt, er richtete sich mühsam auf, holte Luft und stieß dann hervor: »Würden Sie meine Frau werden und mich nach Australien begleiten?«

Ihr verschlug es die Sprache. Damit hatte sie nicht gerechnet. Australien? Das Land auf der anderen Seite der Weltkugel? Sie war noch nie weiter als bis zum Hof ihrer Großeltern gereist, das waren gerade mal achtzig Kilometer – Australien?

Was war in diesem Moment in ihrem Kopf vorgegangen? War es die Vorstellung, die nächsten Jahre ihres Lebens abends zu einer verbitterten Mutter zurückkehren zu müssen? War es das Schuldgefühl, zu Hause geblieben zu sein und den Krieg überlebt zu haben? War es der Gedanke, dass das alles ihrem Vater, der so gern die Welt gesehen hätte, gefallen hätte? Oder war es die Anziehungskraft, die sie zu diesem fremden Mann spürte?

Auch im Nachhinein konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, nur noch an jenen Moment, als sie den Mund öffnete und eine fremde Stimme sagte: »Ja.«

Er drückte ihre Hand, und sie stand auf. Ohne sich noch einmal umzudrehen, ging sie hinaus, als sei gerade das Selbstverständlichste geschehen. Im Flur lehnte sie sich an die kalkweiße, kalte Wand und versuchte wieder zu atmen.

Eine Woche später fand in der Kirche des Missionsinstituts die Hochzeit statt. Emma stammte aus einer evangelisch-lutherischen Familie, und das stellte die Missionsleitung, die auch über die Eignung der Ehefrauen entscheiden musste, zufrieden. Nicht nur ihr Beruf erschien dem Gremium besonders willkommen, auch ihre zusätzlichen Fähigkeiten und Kenntnisse hatten sie beeindruckt. So verfügte sie dank des Bruders ihrer Mutter, der lange Zeit in England verbracht und einige Jahre mit ihnen zusammengewohnt hatte, über recht gute Englischkenntnisse, und stets hatte sie die Ferien auf dem Hof ihrer Großeltern väterlicherseits verbracht, wodurch sie mit allen praktischen Tätigkeiten vertraut war, was ihr auf einer Missionsstation zugute kommen würde. Noch nie im Leben war sie so überzeugt gewesen, dass ihre Entscheidung richtig war. Sie würde etwas für die Menschheit tun, und Paul war ein Mann, der seine Aufgabe sehr ernst nahm. Und sie, sie würde ihn begleiten und ihn unterstützen. Was für eine großartige Aufgabe stand ihr bevor! Oh, Papa, dachte sie, ich weiß, dass du stolz auf mich wärst! Auch Vera, ihre Kollegin, war ganz außer sich vor Aufregung.

»Emma, wie wunderbar!«, rief sie aus und klatschte in ihre dicken Hände. »Nach Australien! Das wird das Abenteuer deines Lebens! Und er ist so ein stattlicher Mann! Wie ich dich beneide! Wenn ich doch auch nur so eine Chance bekäme! Aber wer heiratet schon eine Krankenschwester?«

Emma hatte gelächelt. In der Tat sahen es die Oberinnen nicht gern, wenn Krankenschwestern heirateten. Sie sollten sich ganz der Pflege der Patienten widmen. Dass das Ganze kein Abenteuer würde, sondern eine klare Entscheidung für ein bescheidenes, gottesfürchtiges Leben war, hatte sie Vera zwar zu erklären versucht, doch die hatte sie nur mit großen Augen angesehen. Der Kommentar ihrer Mutter war gewesen: »Jeder geht. Ich bleibe.« Dann hatte sie sich wieder ihren Putzarbeiten gewidmet. Die Krankenhausleitung wünschte ihr alles Gute. »Wir sind stolz auf Sie«, hatte Senator Hinrichs gesagt und ihr persönlich die Hand geschüttelt. Sie war errötet und hatte gedacht, dass doch gar niemand wusste, am wenigsten sie selbst, was sie in diesem fernen, fremden Land erwarten würde.

Sie blieb mit Paul an der Reling stehen, bis die letzten Schatten des Hafens im Dunst verschwunden waren. Jetzt, als nur noch Wasser sie umgab, nur noch Himmel über ihr war, jetzt wusste sie, dass sie wirklich gegangen war, dass sie wirklich Ja gesagt hatte. Diese Gewissheit spürte sie in diesem Moment auf dem Schiff viel deutlicher als vor zwei Tagen in der Kirche.

»Ich setze mich in einen dieser Liegestühle und lese.« Paul deutete hinüber zum hinteren Deck, wo sich die Passagiere drängten und sich einen Platz in ihrer neuen Umgebung suchten.

»Ich bleibe noch hier.« Sie versuchte ein tapferes Lächeln. Er nickte und sah auf das Wasser, in dem die Sonnenstrahlen silbern aufblitzten.

»Niemand kann zu sich selbst finden, wenn er nur einsam über seine Bestimmung grübelt«, sagte er nachdenklich, und sie war sich nicht sicher, ob er sich selbst oder sie damit meinte. »Erst in der Begegnung mit anderen erfahren wir unsere Lebensaufgabe –« Er drehte sich zu ihr, eine Furche zog sich über die Stirn seines jugendlichen Gesichts.

»Denk immer daran, Emma«, seine Stimme hatte einen feierlichen Ton angenommen, und seine blauen Augen sahen sie eindringlich an. »Was immer uns geschehen mag, was immer uns in diesem fernen Land zustoßen mag, Gott hat uns auf diesen Weg geführt.«

Er drückte ihre Hand, und sie spürte, wie eine Träne über ihre Wange lief. Diesen Satz wollte sie niemals vergessen.

Dann steuerte er mit einem Buch, das sich in seiner Manteltasche deutlich abzeichnete, einen der wenigen noch unbesetzten Liegestühle an.

Emma sah ihm nach, doch er drehte sich nicht mehr zu ihr um. Hatte sie sich den besorgten Ausdruck in seinem Gesicht nur eingebildet? Manchmal beschlich sie das Gefühl, dass er etwas vor ihr verbarg. Doch diese Momente waren meist von kurzer Dauer. Sie konnten sich doch noch gar nicht alles anvertraut haben, schließlich kannten sie sich erst so kurze Zeit.

Sie stützte die Unterarme auf die Reling und beobachtete die Möwen, die über ihr kreisten. Strähnen ihres Haars wehten über ihr Gesicht. Ihr Leben hatte sich in wenigen

Tagen vollkommen verändert. Sie war jetzt zweiundzwanzig, bis gestern hatte sie nie in einer anderen Stadt als Neumünster gelebt, und heute fuhr sie mit einem Ozeandampfer auf die andere Seite der Welt. Manchmal glaubte sie, dies alles sei nicht wahr. Sie dachte an ihre Mutter und daran, wie sie früher gewesen war, vor dem Krieg – eine lebenslustige und warmherzige Frau und Mutter, die gerne lachte, auch wenn die bescheidenen Lebensverhältnisse oft bedrückend waren. Emma hatte sie nur selten traurig erlebt. Und wenn sie es doch einmal war, dann verschwand alle Trübsal sogleich, wenn ihr Mann, Emmas Vater, ein einfacher Angestellter beim Fernmeldeamt, zur Tür hereinkam, eine lustige Bemerkung machte, sie wortlos umarmte oder einfach nur küsste. Aber der Krieg hatte alles verändert. Zwei von Emmas drei Brüdern fielen, Hans gleich im ersten Jahr und Karl sechs Monate später. Ihr jüngster Bruder hatte den Krieg zwar überlebt, aber jegliche Orientierung im Leben verloren. Er hatte keine Arbeit und trieb sich mit fragwürdigen Freunden herum, die ihrer Enttäuschung und ihrer Wut Luft machten, indem sie andere Menschen verprügelten. Menschen, die anders dachten als sie.

Und dann war noch der Brief gekommen. Emma hatte ihn vom Postboten entgegengenommen. Zwei Jahre schon war der Krieg vorbei. »Guten Morgen«, hatte sie zum Postboten gesagt und war dann ganz plötzlich verstummt. Denn der Postbote sah sie nicht so an wie sonst, geradeheraus, nein, er hielt den Blick gesenkt und zog die Mundwinkel ein wenig nach oben, ein bemühtes aufmunterndes Lächeln, das sagte: Es tut mir leid, aber Sie müssen jetzt tapfer sein. Und dann schob er ihr den Brief mit der offiziellen Schrift und dem festen Papier in die Hand. Auf dem Rücken seines Zeigefingers war ein blutverkrusteter Schnitt, auch daran erinnerte sie sich genau. Sie ging den kurzen Gartenweg zurück ins Haus. Ihre Mutter drehte sich zu ihr um, als sie die Küche betrat. Hedwig, die Küchenhilfe, hatte ihren freien Tag. Sie sah ihre Mutter vor sich: die schreckgeweiteten Augen, das Messer in der einen, die Kartoffel in der anderen Hand, die gemusterte Schürze und ihr Schweigen, das in jenem Moment begonnen und bis heute nicht geendet hatte. Der Brief enthielt die amtliche Bestätigung, dass Karl Friedrich Reimann als in Russland vermisst galt.

Gestern war sie mit ihrer Mutter von Neumünster nach Hamburg gefahren. Während der ganzen Fahrt hatte ihre Mutter nur hin und wieder über belanglose Dinge geredet. Dass der Kaffee in der Thermoskanne nicht heiß genug war, dass es im Abteil zu wenig Haken für Mäntel gab ... Emma hatte gewartet, gehofft, wollte ihr eine Chance geben, hatte mit sich gerungen, ob sie ihrer Mutter einfach sagen sollte: Ich kann doch nichts dafür, dass es so gekommen ist!

Schließlich hatte sie nichts gesagt. Sie hatte sich eine weitere Enttäuschung ersparen wollen. Sie hätte es nicht ertragen, wenn ihre Mutter auch darauf nur die Schultern gezuckt und mit diesem leeren Blick aus dem Abteifenster gesehen hätte.

Die Möwen standen hoch oben in der Luft, bewegten nur hin und wieder ihre Flügel, ließen sich ein Stück vom Wind treiben, senkten dann plötzlich den Kopf und stürzten aufs Wasser hinunter. Niemals in ihrem Leben war sie mit dem Schiff gefahren. Die Britannia, das hatte Paul ihr erklärt, war vor dem Krieg auf einer deutschen Werft gebaut und auf einen deutschen Namen getauft worden. Infolge der Reparationsleistungen, die im

Versailler Vertrag festgelegt worden waren, hatte Deutschland sie an die Briten abführen müssen, die sie in Britannia umbenannten und unter britischer Flagge fahren ließen.

»Verlassen Sie auch das sinkende Schiff?«, sagte jemand.

Die Frau, die diese Frage gestellt hatte, war groß und hager und hatte etwas Strenges, das durch ihre schwarze Kleidung und das nach hinten gekämmte und in einem Knoten unter einem schwarzen Hut zusammengefasste Haar betont wurde. Man hätte sie für eine Wahrsagerin halten können: Eine lange, knochige Nase, hohe Wangenknochen und dunkel geschminkte, große Augen beherrschten ihr Gesicht und verliehen ihr etwas Fremdes und Geheimnisvolles. Auf ihren Lippen lag dunkelroter Lippenstift, und um den schon faltigen Hals trug sie eine Perlenkette. Ein kurzes Lächeln glitt über das Gesicht der Frau, ein nicht unangenehmes Lächeln, dachte Emma. Doch es war zu kurz, um Vertrauen zu gewinnen oder um gleich sympathisch zu wirken.

»Europa hat sich doch selbst zerstört. Brechen wir auf zu neuen Ufern!« Sie rollte das R, und ihr Akzent erinnerte Emma an einen Patienten, der aus Polen war. Emma wollte nicht über den Krieg sprechen. Überall redete man vom Krieg, von Schande und Demütigung. Politik war nicht ihre Sache, und die Kriegsjahre waren schlimm genug, sodass man sie nicht in den Friedensjahren wieder heraufbeschwören musste.

»Reisen Sie allein?«, fragte die Dame mit einer auffallend brüchigen Stimme.

»Nein, ich bin verheiratet«, antwortete Emma und sah stolz auf ihren schmalen goldenen Ring, der in der Mittagssonne aufblitzte.

»Ich war auch verheiratet.« Die Dame zog die Enden ihrer schwarzen gehäkelten Stola enger um ihren faltigen Hals und lachte. »Drei Mal sogar. Den Letzten haben sie mir weggeschossen.« Sie sah Emma mit ihren dunkel geränderten Augen an. »Und wissen Sie, was? Jetzt will ich keinen mehr.«

Emma wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte, und schwieg.

»Er war Pianist.« Sie seufzte und schüttelte den Kopf. »Wie kann man nur annehmen, dass ein Pianist einen guten Soldaten abgeben könnte?« Die Frau lachte bitter und tupfte sich mit der Spitze ihrer Stola über die Augen, als habe sie sich über ihren Witz so sehr amüsiert, dass sie weinen musste. Sie ließ die Stola los, wurde ernst und winkte ab.

»Aber ich langweile Sie. Verzeihen Sie. Es gibt nichts Langweiligeres als die traurigen Geschichten fremder Menschen.«

Emma wollte zu einer Erwiderung ansetzen, wollte ihr versichern, dass sie sich nicht gelangweilt fühlte, doch die Frau schien keine Antwort zu erwarten und fragte in allzu unbekümmertem Tonfall, als dass er echt sein konnte:

»Und wohin fahren Sie?«

Noch immer fühlten sich die Namen fremd auf ihrer Zunge an, klangen zu unwahr für ihre Ohren: »Nach Adelaide, Südaustralien.«

Über das Gesicht der Frau huschte ganz kurz der Ausdruck eines Triumphs. »Ich dachte mir gleich, dass Sie nicht zu denen gehören, die in Indien auf die Suche nach sich selbst gehen! Suchen Sie sich eine neue Heimat in Australien?« Dabei zupfte sie beiläufig an ihrer Stola. Ihre goldenen Armreifen klimperten.

»Mein Mann ist Missionar, und ich ...« Weiter kam sie nicht.

Ein Wiehern, ein verschlucktes Auflachen. »Missionar?«

Emma verzog keine Miene. Nicht sie, diese Dame da hatte sich gerade eine Blöße gegeben.

»Missionar?«, wiederholte die Frau, plötzlich ernst geworden. »Glauben Sie denn tatsächlich noch an das Gute im Menschen, nach ... nach allem, was passiert ist? Die Schlachtfelder voller verstümmelter Leichen, das Giftgas ...?«

Natürlich hatte sie sich diese Frage auch gestellt. Ihre gefallenen Brüder, ihr verschollener Vater, ihr jüngster Bruder, abgestumpft in seinen Gefühlen – sie hätte allen Grund, nicht an das Gute zu glauben. Aber die Welt war doch größer! Sollte sie denn für den Rest ihres Lebens alles nur in düsteren Farben sehen?

»Ja«, sagte sie und bemühte sich, ihrer Stimme jede Spur von Zweifel zu nehmen. »Ja, ich glaube an das Gute im Menschen.«

Emma bemerkte ein Zucken im gegerbten Gesicht ihres Gegenübers. Doch schon zog sich ein Lächeln darüber.

»Ach, Kind, Sie sind ja noch so jung!« Sie seufzte und sah in die Ferne. Die langen Ohringe mit den Perlen klangen leise im Wind. »Wir haben alle unsere Träume.«

Wehmütig lächelnd betrachtete sie irgendetwas draußen auf dem Meer oder irgendwo in ihrer Erinnerung, dann drehte sie sich einfach um und ging davon. Emma sah ihr nach, einer großen, hageren Frau in Schwarz, die hinkte und ihren schwarzen Regenschirm als Stock benutzte. In diesem Augenblick winkte Paul und bedeutete ihr, zu den Liegestühlen zu kommen. Er hatte den Mantel aufgeknöpft und sein Buch auf den Bauch gelegt. Emma fühlte sich auf einmal erleichtert. Sie wusste gar nicht so genau, warum. Sie ließ sich in den Liegestuhl fallen, streckte ihre Hand nach seiner aus und drückte sie fest.

»Was wollte diese Dame?«, fragte er.

Ja, was hatte die Frau von ihr gewollt? Sie hatte ihr noch nicht einmal ihren Namen verraten.

»Ach, nichts«, antwortete sie, »ich glaube, sie fühlt sich allein und ist unglücklich.«

Er drehte sich zur Reling am Heck, wo die Dame, auf ihren Stockschild gestützt, stand und auf die weiße Spur hinuntersah, die die Britannia hinter sich herzog. »Viele Menschen sind unglücklich«, bemerkte er nachdenklich.

Emma hörte noch die schrillen Worte in ihrem Ohr: Missionar – nach allem was passiert ist? Und wenn es ein Irrtum war, ihr Glaube an das Gute im Menschen? Nur Wunschdenken?

Sie sah zu Paul, der seinen Blick über die Reisenden schweifen ließ, die an Deck standen, in Unterhaltungen vertieft oder auf die sich vor ihnen ausdehnende Wasserfläche blickend. Sie räusperte sich.

»Ob die Eingeborenen in Australien bessere Menschen sind als – als wir?«

Er legte ihre Hand auf die Lehne zurück, als habe er plötzlich gemerkt, dass er die Hand einer Fremden hielt. Seine Augen verengten sich, und auf seiner Stirn zeigten sich senkrechte Falten, die an Risse erinnerten. Sie fühlte sich von ihm gemustert, als suche er etwas Hintergründiges in ihrer Frage. Was war mit ihm los? Schließlich lächelte er dünn.

»Wohl kaum. Ihre Sitten sind roh. Sie leben in einer düsteren Mythenwelt.«

Einen Moment lang war sie erschrocken, weil er so kämpferisch und drohend klang, doch sie wusste, es war die Leidenschaft für seine Aufgabe, die ihn so sprechen ließ.

»Wir werden sie aus dieser Welt befreien.« Er nahm sein Buch wieder auf und vertiefte sich darin.

Emma sah zu jener Stelle, wo die Frau in Schwarz gestanden hatte, doch sie war wohl woandershin gegangen. Sie würde ihr während der nächsten Wochen auf See sicher noch öfter begegnen.

Sie legte sich zurück und sah hinauf in den blauen Himmel, über den sich eine Dunstschicht wie Gaze gelegt hatte. Die Bilder von ihrer Abreise wurden unschärfer, an ihre Stelle traten jetzt andere: bemalte nackte Körper, die in ekstatischen Verrenkungen um lodernde Feuer tanzten, seltsame, unverständliche Gesänge, sternenklare Nächte und heulende Rufe von jagenden Dingos. Und immer wieder Paul. Paul, der furchtlos auf alles hinunterblickte, der das Christentum predigte und die Wilden bekehrte. Sie konnte es kaum erwarten, anzukommen.